

Deutsches Archiv

für

Erforschung des Mittelalters

Namens der
Monumenta Germaniae Historica
herausgegeben von

JOHANNES FRIED

HORST FUHRMANN

HANS MARTIN SCHALLER

RUDOLF SCHIEFFER

50. Jahrgang

1994

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gelehrtenleben*

Über die Monumenta Germaniae Historica und ihre Mitarbeiter

Von

H O R S T F U H R M A N N

Nicht jeder, nicht einmal jeder historisch Gebildete dürfte wissen, was die Monumenta Germaniae Historica sind. Merkwürdig ist schon der häufig nicht beachtete Plural des Namens, und dann: die Monumente Germaniens? Im Duden findet sich, nach Anführung des Stichworts Monumenta Germaniae Historica, die wörtliche Übersetzung „Historische Denkmäler Deutschlands“, womit wenig anzufangen ist, denn das wäre das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald auch, und so ist zu Recht die Erklärung hinzugesetzt: „wichtigste Quellensammlung zur Geschichte des deutschen Mittelalters“. Wenn die so benannte Einrichtung im Jahr 1994 ihr 175jähriges Bestehen feiert, so ist das im Wortsinne nicht richtig, denn der Name „Monumenta Germaniae Historica“, der der Institution gilt, wurde erst 1826, sieben Jahre später, nach langwierigen Überlegungen zur Titelfrage für den ersten Band des Quellenwerkes verwendet, für die „Annalen und Chroniken der Karolingerzeit“: Monumenta Germaniae Historica, Annales et chronica aevi Carolini. Zunächst also hieß das Werk „Monumenta Germaniae Historica“, später dann die Einrichtung.

Vor einem und einem dreiviertel Jahrhundert, „am 20. Januar 1819 um zwei Uhr des Nachmittags“, ist allerdings das Unternehmen gegründet worden, das die Monumenta Germaniae Historica hervorgebracht hat. Auf Einladung des Freiherrn Karl vom Stein (1757–1831), der nach

* Dem Text liegt ein Vortrag zugrunde, der anlässlich der Jahresversammlung der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica am 2. März 1994 in München gehalten wurde und der – anders als sonst üblich – weniger die Geschichte der Institution und ihre Leistungsbilanz nach 175 Jahren als vielmehr das Schicksal der mit ihr verbundenen Gelehrten beleuchten will.

seiner Entlassung als Minister, wie er gestand, in einer Phase „der Geschäftslosigkeit und des Alters“ sich „durch Wissenschaft auszufüllen“ trachtete und die „deutsche Geschichte“ als solche Seniorenaufgabe gewählt hatte, waren in dessen Frankfurter Mietwohnung die Gesandten Badens, Bayerns, Mecklenburgs und Württembergs am Bundestag, dem 1815 gegründeten Organ des Deutschen Bundes, zusammengekommen, um eine „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ zu gründen, eine „Societas aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi“, und umgeben von einem Eichenkranz bilden Name und Datum dieses Aktes das Emblem der Monumenta, in dessen Mitte der für uns Heutige etwas fremde Wahlspruch steht: Sanctus amor patriae dat animum.

I

Eigentlich sollte die Quellensammlung mit dem ein wenig pathetischen Namen Monumenta Germaniae Historica, vielleicht von acht bis zehn Gelehrten betrieben, innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit abgeschlossen sein (so sah es einer der frühen Pläne vor), und sie sollte, wie Stein formulierte, den Zweck haben, „zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen“. Aber mit der Bearbeitungsdauer ging es, wie bei manchen großen Vorhaben: auf Zeit berechnet, dehnen sie sich in die Ewigkeit aus. Den Thesaurus linguae Latinae, dessen Säkularfeier die Bayerische Akademie 1994 begeht, glaubte sein Anreger Eduard Wölfflin nach zwanzig Jahren bewältigt zu haben: fünf Jahre für das Verzetteln der Texte, fünfzehn für die Ausarbeitung des Lexikons. Der Thesaurus steht mit seiner Bearbeitung des lateinischen Wortschatzes beim Buchstaben „P“, und sein Ende ist, wenn überhaupt, irgendwann im nächsten Jahrhundert zu erwarten. Paul Fridolin Kehr dachte von seiner Sammlung älterer Papsturkunden bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, daß „ein Jahrzehnt und einige Mitarbeiter“ genügen; 1896 hatte Kehr den Plan entwickelt und der Göttinger Akademie vorgelegt, dessen Vollendung heute in unendlicher, nicht einmal berechenbarer Ferne liegt.

Wie die Zeitkalkulation in die Irre ging, so auch die Hoffnung auf den Spendeneifer offizieller und vor allem privater Geldgeber. Mit 30.000 Gulden spontaner Einnahmen hatte Stein für den Einstieg gerechnet, aber es kam nicht einmal die Hälfte zusammen. Auf den „Gemeingeist“ reicher Großgrundbesitzer, vornehmlich schlesischer Gutsherren, hatte Stein, der selbst dem Unternehmen mehrmals be-

trächtliche Summen zukommen ließ (er hat am Ende rund ein Viertel aller Aufwendungen getragen), große Hoffnungen gesetzt: „Nicht durch Hunde, Pferde, Tabakpfeifen, durch starres Vornehmthun, wird der Adel den angesprochenen ausgezeichneten Platz im Staat sich erhalten, sondern durch Bildung, Theilnahme an allem Großen und Edlen.“

Steins Briefwechsel ist voller Klagen über die „Gleichgültigkeit, womit deutsche Regierungen und Adel diese für Geschichte so wichtige Sache ansehen“. In dem gedruckten Protokoll des Bundestags der Sitzung vom 17. August 1820 steht der Satz, „aus fürstlicher Großmut und aus patriotischer Liberalität von Privaten“ seien der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ Mittel zugeflossen; Stein schrieb an den Rand seines Exemplars: „Die fürstliche Großmut hat ... bisher nichts geleistet und insbesondere hat Preußen nichts gegeben.“ Zuspruch und Zuwendung kamen von unerwarteter Seite, zum Beispiel vom Kölner Erzbischof Graf Spiegel (1764–1835), dessen Spende genommen wurde, oder von Zar Alexander I. von Rußland (1801–1825), der sogar bereit war, die gesamten Kosten zu übernehmen, doch Stein wies die Offerte aus patriotischer Selbstachtung zurück, was er später vorgab zu bereuen.

Die Regierungen blieben skeptisch bis kritisch gegenüber einem Unternehmen, das den patriotischen Geist, der stark von den Burschenschaften getragen wurde, wecken sollte: Sanctus amor patriæ dat animum. Zwei Monate nach der Gründung der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, am 23. März 1819, hatte der Jenaer Theologiestudent Karl Ludwig Sand (1795–1820) den als Spion verdächtigten russischen Lustspieldichter August von Kotzebue (1769–1819) erstochen; die Folge waren die hauptsächlich von Metternich durchgesetzten Karlsbader Beschlüsse. Die Universitäten sollten von solchen Lehrern gesäubert werden, die revolutionärer Umtriebe verdächtig waren, wie zum Beispiel Ernst Moritz Arndt (1769–1860), den Stein 1812 als „literarischen Gehilfen“ an sich gezogen hatte und der später seine berühmten „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. vom Stein“ (1858) veröffentlichen sollte. Arndt wurde ein jahrelang sich hinschleppender Prozeß gemacht, und die Karlsbader Beschlüsse waren Christoph Dahlmann (1785–1860) Grund genug, seine Zusage zur Mitarbeit am Quellenwerk zunächst zurückzuziehen.

Wie Metternich über das Unternehmen dachte, dessen Triebfeder der ihm suspekter Freiherr vom Stein war, läßt sich an der Subskriptionsliste zum ersten Band der Monumenta Germaniae Historica ablesen. Als der finanzielle Zufluß erschreckend schwach war, ließ Stein „in vielen Tau-

senden“ von Einladungsanzeigen für eine Subskription zum ersten Band der *Scriptores* werben. Stein erwartete vom vorgelegten und also überprüfbaren Band einen Durchbruch: „Die wirkliche Erscheinung des ersten Bandes wird hoffentlich das Interesse des Publicums beleben, das sich bisher doch nur sehr schwach zeigte, weil es die widersinnigsten Ansichten lähmten; die Einen glaubten, die Gesellschaft habe revolutionaire Absichten, Andere besorgten, sie bezwecke die Wiederherstellung der weltlichen und geistlichen Aristocratie, und beyderley verrückte Ansichten haben gelähmt, zurückgehalten, und die eine auf Minister, die andere auf Gelehrte gewürkt.“ Wie hat die Subskriptionseinladung auf Minister Metternich gewirkt? Vorn im ersten Band der *Scriptores* ist die Subskriptionsliste abgedruckt. Die Spitze der Liste der deutschen Potentaten führt, sicherlich zum grimmigen Genuß des ohnehin häufig leicht bärbeißig wirkenden Freiherrn vom Stein, der Kaiser von Österreich an, der lediglich ein einziges Exemplar, zudem in der billigen Ausführung, bestellt hat. In Wien stand Metternich mit seiner abweisenden Haltung gewiß nicht allein; der Publizist Friedrich von Gentz (1764–1832), der immer wußte, woher der Wind weht, ließ verlauten, die Frankfurter Gesellschaft könne Kaiser Franz I. „unmöglich angenehm“ sein.

II

Es ist bewundernswert, wie sehr der Freiherr vom Stein an dem Plan der *Monumenta Germaniae Historica* festhielt, obwohl er sich etwas anderes darunter vorgestellt haben dürfte als dann herauskam. „Daß diese Aufgabe von den Stiftern selbst verschieden aufgefaßt (wurde), ist wohl nicht zu leugnen“, schrieb in einer Rückschau der Frankfurter „Reichsbürger“, wie er sich nannte, Johann Friedrich Böhmer (1795–1863), von Beginn an mit den *Monumenta* hilfreich verbunden. Jene Herren vom 20. Januar 1819 und an der Spitze Stein dachten, wie Böhmer erinnerte, „nur an eine bessere Sammlung der verstreut vorhandenen *Scriptoren*“ im Sinne der Vorbereitung einer vaterländischen Geschichtsschreibung. Es sollte einer Geschichtsdarstellung „der Weg“ bereitet werden, wie man sie etwa vom Schweizer Johannes von Müller (1752–1809) kannte. Sein „würdiger Patriotismus“ (E. Schulin) entsprach sicherlich der Gemütslage jener Geschichtsinteressierten, die den Eichenkranz, das Laub des deutschesten aller Bäume, zum Signet und als Devise einen Spruch wählten, der mit seiner „heiligen Vaterlandsiebe“ noch an den Opfergeist der Befreiungskriege erinnerte: „Für alles Hei-

lige entbrannt, da war mein Vaterland“, heißt es bei Theodor Körner („Mein Vaterland“).

Gern wird als Geburtsstunde des Gedankens, so etwas wie die *Monumenta Germaniae Historica* zu schaffen, Steins Zusammentreffen mit Goethe auf seiner Reise nach Köln im Jahr 1815 angegeben, und sicherlich wird der Beifall Goethes – der sich später sogar als Autor in der Zeitschrift der *Monumenta* betätigte, dieses Feld aber schleunigst verließ, als quellenkundliche Probleme sich auftraten –, sicherlich wird Goethe den Freiherrn vom Stein in seiner Absicht bestärkt haben. Friedrich Meinecke hat freilich von Goethes „negativem Geschichtsverhältnis“ gesprochen, dem die Geschichte wie eine Fabel erschienen sei. Mit dem Jenaer Professor Heinrich Luden (1778–1847) hat Goethe 1806 – im Jahr von Jena und Auerstädt – ein später berühmt gewordenes Gespräch über Geschichte geführt, und während Luden – zu dessen Hörern später der Attentäter Sand gehören sollte – auf kritische Untersuchungsmethoden verwies, durch die man „Mängel und Widersprüche der Überlieferung zu überwinden“ imstande sei und zu einem objektiven Befund kommen könne, beharrte Goethe auf seiner Meinung, es gebe nur eine subjektive Wahrheit, objektive existiere nur im Bereich der Natur und in der Kunst, soweit sie die innere Gesetzmäßigkeit der Natur beachte. „Daher ist’s um alles Geschichtliche ein gar wunderliches, unsicheres Wesen, und es geht wirklich ins Komische, wenn man überdenkt, wie man von längst Vergangenen sich mit Gewißheit überzeugen will“ (so Goethe an Zelter 1824).

III

Eigentlich also dürfte es die *Monumenta Germaniae Historica* heutiger Gestalt gar nicht geben, wenn denn damals an ein die Vaterlandsliebe beförderndes Werk gedacht war, an eine Sammlung von Geschichtsschreibern beschränkten Umfangs, nicht aber an ein Unternehmen, das 175 Jahre hinter sich bringen sollte und, so steht zu hoffen, an eine gute Zukunft denken darf. Böhmer sieht in seiner Rückschau auch das damals eingegangene wissenschaftliche Wagnis: „Was wußte man 1819 von den Quellen der deutschen Geschichte?“ und fährt fort: „Wer konnte Handschriften lesen?“ Mancher angesehene Gelehrte hätte sich, so gestand Böhmer, für die Aufgabe nicht einspannen lassen, aus Angst, sich bei diesem Unternehmen, das mit dem Nimbus eines patriotischen Dilettantismus umgeben war, zu blamieren. Auch der erste hauptamt-

lich für die Gesellschaft tätige Gelehrte habe sich als Fehlgriff erwiesen; es ist der 46jährige badische Archivar und Privatdozent Karl Georg Dümge (1772–1845), ein fast tauber Mann von unhöflichen Umgangsformen. Böhmer: „Dümge hatte viele einschlagende Kenntnisse und war unermüdlich fleißig, aber auch dumm, boshaft, eigennützig.“

Auf ein wissenschaftliches Gleis brachte das Unternehmen Georg Heinrich Pertz (1795–1876). 1823 trat er die Nachfolge Dümges an. Es ist erstaunlich, wie dieser in Göttingen von Arnold Heeren (1760–1842) mit einer Dissertation über die merowingischen Hausmeier promovierte Gelehrte, der von der Theologie ausgehend über die Philologie zur Geschichte gekommen war, instinktsicher und mit großem handwerklichen Können die Verwissenschaftlichung seiner Aufgabe betrieb. Es folgte jetzt, vornehmlich in den vierziger und fünfziger Jahren, Ausgabe auf Ausgabe, die *Monumenta Germaniae Historica* wurden zu einer Art Fabrik. Unter Pertz kamen 24 Folianten der *Scriptores* und *Leges* heraus, dazu 12 umfangreiche Bände des „Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde“, der Zeitschrift der *Monumenta Germaniae Historica*, und man nannte umgangssprachlich die *Monumenta* die „Pertzschen“ *Monumenta*, deren Vorbildhaftigkeit weithin und international anerkannt wurde.

Die Kehrseite war, daß man sich profihaft von der, wie es Meinecke ausdrückte, „dilettantischen Ursprünglichkeit“ verabschiedete. Jacob Burckhardt (1818–1897) hatte zeit seines Lebens eine tiefe Abneigung gegen die Produkte dieser „viri eruditi“, so seine abschätzige Etikettierung, die alles ihrer menschenfernen Kritik unterwürfen und über die er Hohn und Spott ausschüttete: „Der liebe Gott will auch bisweilen einen Jocus haben, und dann macht er Philologen und Geschichtsforscher von einer gewissen Sorte, welche sich über die ganze Welt erhaben dünken, wenn sie wissenschaftlich ermittelt haben, daß Kaiser Conrad II. am 7. Mai 1050 zu Goslar auf den Abtritt gegangen ist und dergleichen Weltinteressen mehr.“ Der im Spezialistentum versinkende Wissenschaftsbetrieb ist ihm zuwider: „Wie viele haben denn eingesehen, daß eine Zusammenstellung lauter wahrer, gut erforschter That-sachen doch noch immer keine Wahrheit, d.h. keinen wirklichen geschichtlichen Eindruck ausmacht?“ Die Urkundenforscher nannte Burckhardt „Urkundionen“, als seien sie ein eigenes, aus dem Mittelalter kommendes Geschlecht wie die Brunonen und die Ezzonen, abgesunken und weltfern.

Burckhardt stand mit seiner Meinung nicht allein. Direkt auf die von Pertz kritisch getrimmten *Monumenta* zielen die Bemerkungen eines

Johann Gustav Droysen (1808–1884), der nicht ungestört und dem Alltag enthoben auf einem Basler Balkon, sondern auf dem Berliner Tummelplatz tätig war, die Monumenta ständig vor Augen. Er glaube zu sehen, „wie unsere Jugend bei aller Schulung dumm wird und bei aller Methode gedankenleer, und wer es hoch bringt, zum Spezialisten reift, zu einer Fabrikarbeit für die Monumenta“, und als hätte sich Droysen mit Burckhardt verabredet, schreibt er: „Wir sind in Deutschland durch ... die Pertzischen Arbeiten (der Monumenta) in die sogenannte Kritik versunken, deren ganzes Kunststück darin besteht, ob ein armer Teufel von Chronisten aus dem anderen abgeschrieben hat ... Es hat schon einiges Kopfschütteln veranlaßt, daß ich ... behauptet habe, die Aufgabe des Historikers sei Verstehen ...“

IV

Wohin sind die Monumenta Germaniae Historica geraten? Ziehen wir uns die Jacke der Gelehrsamkeit und des Spezialistentums an, die uns geschneidert worden ist, und fragen wir, was aus der „Fabrik“ der Monumenta hervorgegangen ist. Nimmt man das neueste Gesamtverzeichnis vom Jahre 1994 zur Hand, so findet man über 400 käufliche Bände verzeichnet, mit Texten und Themen, die ganz Europa angehen: von Urkunden Siziliens bis zu skandinavischen Quellen, findet Konkordanzen, kritische Darstellungen, Regesten, Forschungshilfen, Zeitschriftenreihen und selbstverständlich Editionen über Editionen. Wer uns insgesamt kaufen will, muß tief in die Tasche greifen. Mit dem Stichtag des 1. März 1994 hat er 63.191,50 DM zu bezahlen. Ständig erscheinen neue Bände, im letzten Jahr acht. Andererseits ist es erstaunlich, wie lange sich manche Leistungen halten. Der erste Monumenta-Band der *Scriptores in Folio*, der die untereinander verfilzten karolingischen Annalen enthält, ist teilweise immer noch gültig, erstellt vom divinatorischen Durchblick des jungen Georg Heinrich Pertz 1826.

Welcher Unterschied zwischen dem jungen und dem alten Pertz. Der junge Pertz – 1795 geboren, im gleichen Jahr wie Ranke und Johann Friedrich Böhmer –, ein Mann von Charme und Weltläufigkeit, geöffnet anderen Menschen und Kulturen, vor allem der angelsächsischen (er war zweimal verheiratet, beide Male mit einer Engländerin, und seine bis zu seinem 40. Lebensjahr geführte Autobiographie erschien auf Englisch). Für ein Gehalt von zunächst 300 Talern trat Pertz 1824 endgültig in den Dienst der Gesellschaft. Er wurde zur gleichen Zeit als Archivar

und Bibliothekar in Hannover eingestellt, doch war er weiter für die Gesellschaft tätig, in enger Verbindung mit dem Freiherrn vom Stein. Als ihm 1828 ein Sohn geboren wurde († 1881), nannte er ihn nach seinem Protektor Karl und bat Stein, die Patenschaft zu übernehmen. Pertz hatte mit seinem Sohn viel vor und schrieb über den noch nicht einmal ein Vierteljahr alten Knaben Karl an Stein: „Übrigens ist der künftige Fortsetzer der Monumenta das kleine Ebenbild seines Vaters und bereitet sich durch eine feste Gesundheit, Ruhe und Besonnenheit auf seinen künftigen Beruf vor.“ Stein mag von diesem Erbhofdenken peinlich berührt gewesen sein; er ging in einem zwar scherzenden Ton darauf ein, ließ aber doch deutlich werden, daß er die Zukunft des Unternehmens anders sah: „Dr. Georgius Henricus Pertzius pater“ möge lange an der Spitze der Arbeiter an den Monumenten glänzen; „Dr. Carolus Pertzius iunior“ solle ihm bei der literarischen Arbeit beistehen, „im Falle sie nicht vollendet sein sollte“. Noch immer mochte Stein an den Abschluß des Unternehmens innerhalb einiger Jahre glauben, im Gegensatz zu Pertz, der dessen Zukunft über die Zeit seiner eigenen Tätigkeit hinaus plante.

V

1831 starb Stein. Dieser Schlag traf die Gesellschaft schwer; Pertz und Böhmer versuchten, das Werk die nächsten Jahre aus eigenen Mitteln in Gang zu halten. Steins Tod brachte aber auch politische Entspannung. Bei Metternich und anderen Regierungen fiel der mit dem Namen Stein verbundene Argwohn weg. Von 1834 an verpflichteten sich fast sämtliche deutschen Regierungen zu festen Jahresbeiträgen. 1842, als Pertz Oberbibliothekar und Leiter der königlichen Bibliothek zu Berlin wurde, siedelten die Monumenta, sehr zum Unwillen Böhmers, nach Berlin über. Pertz bezog in der vornehmen Behrenstraße 40 eine geräumige und mit der Bibliothek verbundene Dienstwohnung, in der auch mancher „gelehrte Gehilfe“ (so der amtliche Ausdruck) arbeiten konnte. Je älter Pertz wurde, desto stärker trat eine geradezu despotische Selbstherrlichkeit hervor. Er betrachtete die Monumenta als sein Hausvermögen, das mit dem Namen Pertz verbunden bleiben und auf den Sohn Karl übergehen müsse. Diese unverhohlene Absicht stieß auf strikte Ablehnung. Man forderte die Ablösung von Pertz. Pertz wurde öffentlich angegriffen; Theodor Sickel (1826–1908), Direktor des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Wien, der Papst der

deutschen Urkundenforschung, erklärte öffentlich: Pertz habe „jenes hohe Alter erreicht, in welchem die Natur jedem Eifer und jeder Begabung Schranken zieht; ... es ist jetzt nicht mehr der Pertz der vierziger und fünfziger Jahre, der an der Spitze steht“. Aber Pertz, 78 Jahre alt, wollte nicht weichen; man mußte ihn förmlich herauskaufen.

Man zog daraus seine Lehren. Unter der Federführung Theodor Mommsens kamen die drei deutschen Akademien in Berlin, Wien und München 1875 überein, für die Zukunft ein kollegiales Leitungsgremium – die Zentralkommission – einzusetzen, dem ein aus öffentlichen Mitteln besoldeter Beamter vorstand. Bereits bei der Beratung des Etats im Reichstag war der Mann genannt worden, dem man die Leitung der Monumenta anvertrauen sollte: Georg Waitz (1813–1886). Waitz gehörte zu Pertzens ersten „gelehrten Gehilfen“, der auch nach Übernahme einer Professur in Kiel (1842) und später in Göttingen (1848), wo er in der damals neuen Unterrichtsform der Seminare viele Geschichtsstudenten zu soliden Quellenhandwerkern heranzog, mit den Monumenten und ihren Arbeiten Kontakt gehalten hatte.

Unter Waitzens autoritativer Leitung kamen die Monumenta zu neuer Blüte, zumal er aus seiner großen Schülerschar gediegene Mitarbeiter fand, die in angemessener Zeit und ohne ein Ausgreifen auf höhere Gesichtspunkte ihre Aufgaben zu einem rechtschaffenen Ende brachten. Theodor Mommsen (1817–1903), der Pertz hinausbesorgt und die neuen Strukturen geschaffen hatte, begründete die Reihe der *Auctores Antiquissimi*, von denen in den nächsten zwanzig Jahren – die meisten von Mommsens eigener Hand – über ein Dutzend Bände erschien, darunter historisch so wertvolle Texte wie die Briefe Cassiodors, die Gotengeschichte des Jordanes und die Werke des Venantius Fortunatus, wo die ersten Belege für die Existenz der gleichsam aus dem Nichts östlich vom Lech auftauchenden Baiern vorkommen.

VI

Waitz starb am 24. Mai 1886, einen Tag nach seinem alten Lehrer Leopold von Ranke (1795–1886), und jetzt trat eine jener Verfassungskrisen ein, von denen später Paul Fridolin Kehr sagen sollte, sie hätten sich „regelmäßig bei der Vakanz des Amts des Vorsitzenden“ eingestellt. Wilhelm Wattenbach (1819–1897), Professor in Berlin, am Ort der Monumenta, hatte nach Waitzens Tod kommissarisch die Leitungsgeschäfte übernommen und hoffte, vollends die Nachfolge anzutreten. 1888, nach

einer Vakanz von über zwei Jahren, wurde zum Vorsitzenden nicht der von der Zentralkommission an erster Stelle vorgeschlagene Wattenbach, sondern der über ein Jahrzehnt jüngere Ernst Dümmler (1830–1902) aus Halle ernannt. Wattenbach mußte das Übergehen seiner Person für besonders ehrwürdig empfinden, da Dümmler sein erster Berliner Schüler gewesen war; der alte Grundsatz „non discipulus super magistrum“ schien ihm verletzt.

So ging es fort. Als Dümmler am 11. September 1902 starb, wurde nicht der von der Zentralkommission einstimmig vorgeschlagene Oswald Holder-Egger (1851–1911) sein Nachfolger, obwohl nahezu alle Monumenta-Ausgaben seit der Mitte der 80er Jahre ohne seine Mitwirkung nicht denkbar waren. Nach einem vierjährigen Interim wurde Reinhold Koser (1852–1914), Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, nebenamtlich an die Spitze der Monumenta gestellt. 1908, als der Haushalt der Monumenta im Reichstag beraten wurde, konnte sich der bayerische Zentrumsabgeordnete und spätere Generalsekretär seiner Partei Maximilian Pfeiffer (1875–1926), studierter Bibliothekar aus Bamberg, die Bemerkung nicht verkneifen, die Besetzung sei mit Verblüffung aufgenommen worden, doch wolle er seiner Genugtuung darüber Ausdruck geben, „daß dem Vorsitzenden, dem als besten Kenner der frederizianischen Geschichte hochgeschätzten Geh. Rat Koser es gelungen ist, die rechnerische Seite des Unternehmens in verständnisvoller und ersprißlicher Weise zu regeln“. Die Anspielungen sind verdeckt, aber klar: Koser sei zwar ein vorzüglicher Kenner der Geschichte Friedrichs des Großen, verstehe aber vom Mittelalter nichts, und dadurch, daß er das Amt des Präsidenten als Nebentätigkeit wahrnahm, spare er dem Staat in „ersprißlicher Weise“ Geld ein. Doch Koser machte seine Sache vorzüglich, und selbst der zurückgesetzte Holder-Egger billigte schließlich voll die Lösung.

VII

Als Koser am 25. August 1914 starb, wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wiederholte sich der Vorgang. Der Berliner Geheimrat Michael Tangl (1861–1921) wurde mit der kommissarischen Leitung betraut, aber nicht er, sondern der aus dem Preußischen Historischen Institut in Rom verdrängte Paul Fridolin Kehr wurde 1919 Präsident, der zugleich, eine Wiederholung der Koserschen Lösung, das Amt eines Generaldirektors der preußischen Staatsarchive bekleidete. Kehrs Ener-

gie, seiner Übersicht, seiner Wendigkeit in Sprache und Benehmen, seiner Weltläufigkeit, auch Opferbereitschaft und was für Eigenschaften mehr anzurufen wären, ist es zu verdanken, daß die Monumenta die Durststrecke der Weimarer Zeit und des heraufkommenden Nationalsozialismus überwandten, als sogar an ihre Aufhebung gedacht war. Aber auch der Geschmeidige und Listenreiche konnte seinen Nachfolgeplan nicht durchsetzen.

Kehr wünschte Karl August Eckhardt (1901–1979) 1934/35 als Präsidenten, Nationalsozialist zwar und ab 1. Januar 1935 als SS-Untersturmführer dem Stabe des Reichsführers SS zugewiesen, fraglos aber ein Mann von Editionserfahrung und Sachkompetenz, der sein Ordinariat, auf das er 1928 als 27-jähriger berufen wurde, und sein Ansehen nicht der frühen Zugehörigkeit zur Partei verdankte. Kommissarisch wurde er eingesetzt, wie Wattenbach, Holder-Egger, Tangl; Nachfolger aber wurde, indem die Monumenta in ein „Reichsinstitut“ übergeführt und die Zentralkommission aufgelöst wurden, der gänzlich unbekannte 31-jährige Würzburger Staatsarchivrat und Dozent Wilhelm Engel (1905–1964), den bei einem Besuch in Rom die volle Verachtung der Vatikangelehrten traf; sie hatten als Nachfolger des großen Paul Fridolin Kehr, den mit dem amtierenden Papst Pius XI. (1922–1939) eine herzliche Gelehrtenfreundschaft verband, nicht einen unbedarften Provinzarchivar erwartet. Auch Engel wurde gestürzt. Es kam aus Marburg der redliche Edmund E. Stengel (1879–1968), den die nationalsozialistische Bürokratie zermürbte, so daß er bereit war, mit seinem Nachfolger auf dem Marburger Lehrstuhl, Theodor Mayer (1883–1972), den Präsidentensessel zu tauschen.

Theodor Mayer, mehr mit Verfassungsgeschichte als mit Quellenkunde befaßt und den nationalsozialistischen Entscheidungsgrößen nicht unwillkommen, der die Monumenta von einem hauptsächlich auf Editionen ausgerichteten Unternehmen zu einem weitausgreifenden Institut für Geschichte des Mittelalters umwandeln wollte, wurde von der nach dem Krieg wieder gegründeten Zentralkommission nicht mehr als Präsident anerkannt. Man wählte Friedrich Baethgen (1890–1972), nach ihm Herbert Grundmann (1902–1970), in dessen Amtszeit 1963 den Monumenta die Eigenschaft einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“ verliehen wurde, danach Horst Fuhrmann (1971–1994), und schließlich Rudolf Schieffer (seit 1994). Auch bei diesen Übergängen traten jene Krisen ein, von denen der mit der Geschichte der Monumenta vertraute Kehr gesagt hatte, daß sie sich „regelmäßig bei der Vakanz des Amts des Vorsitzenden“ einstellten; sie wurden überwunden: „olim meminisse iuvabit“.

VIII

Zu den Merkwürdigkeiten in der Geschichte der Monumenta gehört ihre Rechtsform oder besser: daß sie eigentlich die meiste Zeit keine eindeutige Rechtsform und auch keine „etatisierten“ Mitarbeiter hatten. Stein gründete die Gesellschaft als privaten Verein mit Sitz in Frankfurt, wo der Bibliothekar Johann Friedrich Böhmer als geschäftsführender Sekretär waltete und Verbindung hielt zur Bundesversammlung. 1935 sind die Monumenta mit einer neuen Satzung versehen und in ein „Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde“ umgewandelt worden, ein Name, der einen peinlichen Gleichklang hatte zum damals neu-geschaffenen nationalsozialistischen „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ unter dem berüchtigten Walter Frank (1905–1945). Dem Präsidenten – jetzt dem „Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“ verantwortlich – wurde entsprechend dem damals gehuldigten „Führerprinzip“ ein Bündel weiterer Aufgaben an die Hand gegeben: die Aufsicht über den Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, über den Verband deutscher Historiker, über diejenigen historischen Kommissionen, die sich der Obhut des Reichswissenschaftsministeriums unterstellt hatten, und schließlich sollte der Präsident in Personalunion auch das Direktorat des Preußischen Historischen Instituts in Rom innehaben; später wurde sogar die Eingliederung eines entsprechenden historischen Instituts in Paris angestrebt. Es ist eine Lust zu beobachten, wie dieses Geflecht durch ständige Quertreibereien, wie häufig in totalitären Systemen, schlecht bis gar nicht funktionierte: „Ja mach nur einen Plan...“

1945 war alles vorbei, die Bibliothek und der Mitarbeiterstab der Monumenta zum größeren Teil nach Schloß Weißenstein in Pommersfelden bei Bamberg verlegt, das deutsche Reich gab es nicht mehr, die Kulturhoheit wurde Sache der Länder, und da das fränkische Pommersfelden als Sitz der Monumenta angesehen wurde, übernahm der Freistaat Bayern als zuständiges Sitzland die Rechtsaufsicht und die Fürsorge, wobei die Monumenta schließlich in das Königsteiner Finanzierungsabkommen aufgenommen wurden. Der Präsident wurde baye-rischer Staatsbeamter, der Name Monumenta Germaniae Historica wieder aufgenommen, mit dem sowohl das „Deutsche Institut für Geschichte des Mittelalters“ als auch die Quellensammlung bezeichnet ist. 1951 wurde im Haushalt die erste Angestelltenstelle für einen Wissenschaftler ausgewiesen, ein wichtiges Ereignis, denn die seit 1949 in

München angesiedelten Monumenta verfügten – so merkwürdig das klingt – erst spät und dann nur für kurze Dauer über „Etatstellen“, wie es amtsdeutsch heißt. Erst Oswald Holder-Egger kam 1890 in den Genuß einer förmlich ausgewiesenen Personalstelle; er war – vom Präsidenten abgesehen – das einzige voll bezahlte Mitglied der Zentralkommission, und die Ausnahme konnte nur durchgesetzt werden, weil Gefahr bestand, daß der für die Arbeit der Monumenta unentbehrliche Gelehrte auf einen Lehrstuhl nach Kiel abwanderte. Als Holder-Egger 1911 starb, teilte man sein Gehalt und seine Position auf zwei, wie sie genannt wurden, „Direktorialassistenten“ auf. Beide Stellen, zunächst besetzt mit Erich Caspar (1879–1935) und Mario Krammer (1880–1953), gingen in der Weimarer Zeit verloren; sie wurden Opfer eines Gesetzes zum Abbau von Beamtenstellen.

In unserer heute durch Arbeitsgerichte, durch Tarifverträge, durch die gewerkschaftliche Aktivität gesicherten Welt klingt es fast unglaublich, daß die sogenannten „festen“ Mitarbeiter aus den jeweiligen Jahreszuwendungen ohne Alterssicherung besoldet wurden. Besonders bedrückend war die finanzielle Situation unter Kehr in der Weimarer Zeit. Ihm standen nach Verlust der beiden Positionen für Direktorialassistenten 1925 lediglich 30.000 RM zur Verfügung, dann stieg zwar die Zuwendung etwas an, aber 1932 erwog man ernsthaft, das Unternehmen einzustellen. Man glaubt in Paul Fridolin Kehr den Weltmann zu erkennen, vielleicht sogar den Zyniker – er hat sich selbst einen „innerlich kalten Menschen“ genannt –, und als Schüler eines Mitarbeiters von Kehr, als Schüler Karl Jordans (1907–1984), kenne ich viele Anekdoten und Aussprüche des gefürchteten Geheimrats, deren wahrer Hintergrund erst beim Studium der Akten begriffen wird. Mit großem Verantwortungsgefühl hat er der Sache zu dienen gesucht. „Ich stelle um 1 Uhr ein und entlasse um 4“, soll er zu seinen Mitarbeitern in unverblümter Direktheit gesagt haben, und vielleicht nicht ganz so rabiāt, aber ohne große Stellenausstattung hat er mit den Pauschalmitteln sparsam gewirtschaftet.

IX

Doch es war Kehr selbst, der, wie er es nannte, den „privaten Charakter“ der Monumenta hat erhalten wollen. In einer Eingabe an den Reichsminister des Innern schrieb er im Juli 1924, als man dabei war, nach der Katastrophe von Krieg und Inflation die Rechtsstrukturen neu

zu ordnen: „Die Aufgaben der Monumenta Germaniae sind wissenschaftlicher Natur und hätten an sich mit der Staatsverwaltung nichts zu tun ... Die wissenschaftliche Organisation der Zentraldirektion, ihre Arbeiten, der Modus der von ihr vergebenen Arbeiten und deren Honorierung behielten ganz und durchaus einen privaten Charakter.“

Dieser „private Charakter“ stellte auch die Bezahlung der Mitarbeiter in das Ermessen des Auftrag- und Arbeitgebers, und in dem Archiv der Monumenta findet sich mancher Brief, der die Not der „gelehrten Gehilfen“ deutlich werden läßt. Schon daß ein Monumenta-Mitarbeiter üblicherweise sein Geld gleich einem Tagelöhner nachträglich erhielt, forderte eigene Mittel, um bis zur nächsten Zahlung durchzuhalten, und die Zahlungen erfolgten nur quartalsweise. Wer nicht über Ressourcen oder Rücklagen verfügte, konnte leicht in Schulden geraten. Wilhelm Arndt (1838–1895), bekannt durch seine Ausgabe der Frankengeschichte des Gregor von Tours, „ersuchte“ am 28. September 1872 den „Herrn Geheimrath Pertz“, ihm das am 1. Oktober fällige „Gehalt für das verflossene Quartal ausbezahlen zu wollen“. Es ging ihm offenbar um Tage.

Bleiben wir bei Wilhelm Arndt, einem Mitarbeiter, der bei seinen Kollegen ein wenig im Rufe des Duckmäsertums stand, den man also kaum einen Kämpfer für soziale Gerechtigkeit nennen kann. Arndt hat sich Ende des Jahres 1871 mit Ludwig Weiland (1841–1895) zusammengetan, den wir vor allem von seinen Ausgaben der Sächsischen Weltchronik und der Constitutiones her kennen, und verfaßte im Dezember 1871 eine Eingabe, in der um Aufbesserung ihrer Remuneration gebeten wurde: „Wir Beide“, heißt es in dem an den „Hochzuverehrenden Geheimrath“ gerichteten Brief, „sind ... in einem Lebensalter (Arndt war 33, Weiland 30 Jahre alt), wo es nicht mehr möglich ist, sich gewissen gesellschaftlichen Ansprüchen zu entziehen und etwa die Lebensweise eines Studenten fortzusetzen, ganz abgesehen davon, daß es selbst mit einem erhöhten Gehalt uns unmöglich sein würde, einen eigenen Hausstand zu gründen. Nehmen wir zum Vergleich die Gehalte der Berliner Gymnasiallehrer, so ergibt sich, daß unsere Gehalte in keinem Verhältnisse zu denselben stehen. Wir haben seit 10 resp. 8 Jahren die Universität verlassen und würden, wenn wir Lehrer geworden wären, 1200 resp. 1000 Th. Gehalt bei etwa 20 bis 22 wöchentlich zu erteilenden Unterrichtsstunden beziehen (Arndt und Weiland erhielten 800 Taler jährlich). Sie werden selbst zugeben, daß unsere Tätigkeit bei den Monumenta nach der bloßen Stundenzahl gemessen, schon mindestens das Doppelte, etwa 48 Stunden ergibt, daß es uns ferner nicht wie den Gymnasiallehrern möglich (ist) durch Erteilung von Privatstunden eine

erkleckliche Nebeneinnahme zu schaffen. ... Wir können uns das Zeugnis geben, daß wir nach besten Kräften an dem großen Nationalwerk ... mitgewirkt haben; wir wissen auch, daß es Ihnen für den Fall unseres Abganges wohl möglich sein würde, ebenso geschickte Mitarbeiter zu finden; aber, es ist unsere vollkommene Überzeugung, nie so treue, der Sache und Ihnen so völlig ergebene und eingeweihte. Die Monumenta sind eine Zierde deutscher Nation, alle Gelehrten aller Länder erkennen es an, daß kein Volk ein ihnen Ähnliches aufweisen kann. Und das Deutsche Reich sollte nicht einmal die Verpflichtung haben, die Mitarbeiter an diesem Werke von der Sorge um die tägliche Nothdurft zu befreien? – Wir stellen deshalb, hochzuverehrender Herr Geheimrath, den Antrag unsere Gehalte vom 1. Januar 1872, nach vorhergegangener Besprechung mit uns, auf eine den jetzigen Verhältnissen entsprechende Summe erhöhen zu wollen ...“ Pertz ließ sich von der patriotisch gefärbten Eingabe beeindrucken und bewilligte beiden Antragstellern vom 1. Januar 1872 an ein Jahresgehalt von 1000 Talern.

Die finanzielle Lage der „festen“ Mitarbeiter scheint sich auch in den nächsten Jahrzehnten nicht wesentlich gebessert zu haben. Man hat den Eindruck, daß die Ehre der Mitarbeit als materielles Gut gewertet wurde, und daß es für anstößig galt, diese Tätigkeit als Einnahmequelle anzusehen. Noch der jung verheiratete Ernst Perels (1882–1945) konnte 1904 seine Stellung bei den Monumenta nur annehmen, weil beide Großeltern diese ehrenvolle Tätigkeit finanziell abstützten. Es wäre ein eigenes Feld des Räsonierens, ob geistige Tätigkeit an sich schon einen Reichtum bedeutet, der keines Entgelts bedarf, und jeder Hinweis auf eine kümmerliche Bezahlung an der Ausgleich schaffenden Würde vorbeiführt. Schon Pierre Duval († 1564), der Bibliothekar König Franz' I. von Frankreich (1515–1547), hatte für jemanden, der sein Salär für zu gering befand, die Antwort parat, der König bezahle ihn für das wenige, das er wisse. Wollte er ihn für das viele, was er nicht wisse, bezahlen, so würden alle Schätze des Königreichs nicht ausreichen. Und wer kennt nicht Bertolt Brechts Gedicht vom auswandernden Laotse, der dem Zöllner begegnet: „Kostbarkeiten zu verzollen?“ 'Keine.' Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: 'Er hat gelehrt.' Und so war auch das erklärt.“

Wie die Mitarbeiter, so waren auch deren Angehörige von materieller Not umstellt, wenn der Ernährer erkrankte oder starb. Oswald Holder-Egger hatte drei unverheiratete Schwestern, deren jüngste ihm durch Jahrzehnte den Haushalt geführt hatte und die, fünfzigjährig, beim Tode ihres Bruders November 1911 mittellos dastand. Wenige Tage später ver-

faßte Reinhold Koser einen Antrag an den Staatssekretär des Innern, in dem er die großen Verdienste Holder-Eggers und in einem für ein Dienstschreiben geradezu anrührenden Ton ausführlich die gesamten Familienverhältnisse darlegte: die jüngste Schwester Margarete sei ganz von ihrem Bruder unterhalten worden, sei schwächlich, lange kränkelnd, stark kurzsichtig. Man bäte, eine Unterstützung von jährlich 1.000 M zu bewilligen, „da sie sonst der städtischen Armenfürsorge anheim fallen würde“. Ob Margarete Holder-Egger dank dieser jährlichen Gratialrente dem Elend entrann, ist mehr als zweifelhaft. In der Dienstakte von Paul Kehr liegt ein an ihn gerichteter Brief des Reichsministers des Innern vom 6. November 1925, Margarete Holder-Egger habe bis März 1922 eine jährliche Unterstützung von 500 M erhalten; sie bäte jetzt – nach über dreieinhalb Jahren Unterbrechung –, ihr wieder eine laufende Unterstützung zukommen zu lassen, da sie völlig mittellos und zudem erwerbsunfähig sei. Kehr befürwortet dringend diesen Antrag; er habe gewußt, daß sie „im Elend“ lebe, daß aber die Unterstützung ausgeblieben sei, das sei nicht zu seiner Kenntnis gelangt.

Der Erste Weltkrieg war für viele Familien und so auch für manche Mitarbeiter der Monumenta ein elementares, an die Existenzgrundlagen gehendes Ereignis; der häufig vorhandene Rückhalt eines privaten Vermögens – das fast notwendige Zubrot für einen Monumentisten – war durch Krieg und Nachkrieg dahingeschwunden. Bedrohlich wurde es für jemanden ohne gesicherte Stellung. Nehmen wir Hans Wibel als Beispiel. 1872 geboren und über die Chemie zur mittelalterlichen Geschichte und Diplomatie gekommen, war er 1901 als Mitarbeiter eingetreten und ging Harry Bresslau in Straßburg bei dessen salischen Urkundenausgaben zur Hand. Da er von Haus aus vermögend war, glaubte er sich für alle Zukunft materieller Sorgen enthoben. Den Weltkrieg, volle vier Jahre, hatte er, wie er in einer Eingabe bemerkte, bei den „Kampftruppen“ zugebracht, zuletzt als Major; aus Straßburg vertrieben, war er nach dem Krieg ohne Rücklagen. In einem siebenseitigen Gesuch an die Zentralkommission schildert er seine Lage: Fast fünfzig Jahre alt habe er – nahezu mittellos, nachdem das häusliche Vermögen durch die Umstände aufgezehrt sei – eine Familie mit drei unmündigen Kindern zu versorgen; er bitte um eine Erhöhung der (durch keinen Tarif festgelegten) monatlichen Zuwendungen.

Wibel hatte Glück, oder sollte man eher sagen: Wibels Familie hatte Glück? Denn der in eine der zufällig frei gewordenen Direktorialstellen eingewiesene Wibel kommt wenig später, am 22. Februar 1922, bei einem „Automobilunfall“ ums Leben, und das von Kehr bereits am

1. März an den Reichsminister des Innern gerichtete Gesuch wird positiv beschieden. Kehr hatte von den „traurigsten Umständen“ geschrieben, in denen die Hinterbliebenen sich befänden; daß die Witwe „keinen Anspruch auf Pension“ habe, doch möge man in Erwägung ziehen, „wie der Familie unseres trefflichen Wibel zu helfen sei, insbesondere ob aus der Tatsache, daß er länger als 20 Jahre den Monumenta gedient, und ob aus dem Umstand, daß er den tödlichen Unfall auf dem Dienstweg erlitt, nicht die Möglichkeit einer Versorgung seiner Hinterbliebenen hergeleitet werden kann“; er möchte „wenn irgend möglich eine jährliche Beihilfe zur Erziehung der Kinder für gerechtfertigt ansehen“. Die „verwitwete Frau Regierungsrat Erna Wibel, geb. Vollrath“, erhielt nach mehrmonatiger Bearbeitung des Antrags Witwen- und Waisengeld und schreibt einen Brief von tiefer Dankbarkeit an Kehr, der sie „einer großen Sorge enthoben“ habe.

X

Zwang und Not konnten auch auf andere Weise entstehen. Bruno Krusch (1857–1940), Mitarbeiter noch unter Waitz und Dümmler, der in pionierhafter Energie sich der Quellen der Merowingerzeit angenommen hat und dem, selbstbewußt wie er war, grobe Worte zu Gebote standen, nannte die Monumenta eine „Galeere“, auf die ihn ein „Seelenkäufervertrag“ gepreßt habe. Und in der Tat gab es Vertragssituationen, die einen Mitarbeiter in Schwierigkeiten geraten ließen, z.B. beim Druck eines Bandes. Der Verlag berechnete die eingesetzten Investitionsmittel, und wenn der Druck nicht in der vorgesehenen Zeit beendet war, konnte er Regreßforderungen stellen. Diese Regreßforderungen fingen nicht etwa die Monumenta auf: sie wurden an den Editor weitergeleitet. So geschah es bei Paul Ewald (1851–1887), der 25jährig bei seinem Eintritt 1876 die schwierige Edition des Registers Papst Gregors I. (590–604) übernommen hatte, eines Corpus von rund 700 Briefen. Innerhalb kürzester Zeit hatte er die handschriftlichen Zusammenhänge geklärt, 1878 einen bahnbrechenden Aufsatz von 300 Seiten über die anzuwendenden Grundsätze der Edition veröffentlicht, 1881 begann man mit dem Satz, der auf drei Jahre berechnet war, sich jedoch über weitere Jahre hinzog. Im Frühjahr 1886 forderte der Verleger H. Reimer, Inhaber der Weidmann'schen Buchhandlung, Ersatz für den eingetretenen Zinsverlust. Die Zentralkommission erkannte die Forderung als gerechtfertigt an und leitete sie an Ewald weiter: die Zentralkommission könne nicht

umhin, die Verzinsung „als Ihnen zur Last fallend zu betrachten“. Ewald, der in dem seiner Dissertation beigegebenen Lebenslauf einen Aufenthalt in Lausanne mit den Worten begründete „ut ... valetudini meae prospicerem“, war damals schon schwer krank; er hatte die Säumnisse wiederholt mit seinem Gesundheitszustand begründen müssen. Die Zumutung der Zentralkommission, der damals kommissarisch Wilhelm Wattenbach (1819–1897) vorstand, wies Ewald in einem ausführlichen Schreiben zurück.

Wattenbach, menschlich Ewald durchaus zugetan, aber kaum stark genug, um der Forderung der Verlagsbuchhandlung und der Zentralkommission zu widerstehen, empfand gewiß Erleichterung, als er Ewald schließlich mitteilen durfte, man gehe von der Zuversicht aus, „daß der Druck nunmehr ohne weitere Unterbrechung fortschreiten werde“; „für jetzt glaubt (man), die Sache ruhen lassen zu können“. Am 3. August 1887 konnte Wattenbach diese beruhigende Nachricht an Ewald weitergeben, am 14. Oktober starb Ewald. Die knappe Hälfte der Edition erschien wenige Wochen später. An der Spitze stand ein technisch-kühles Vorwort Wilhelm Wattenbachs in einem Ton, als nehme es der kommissarische Vorsitzende der Zentralkommission dem Toten übel, daß er sich auf diese Weise der übernommenen Aufgabe entzogen hatte.

XI

Wer Monumenta-Mitarbeiter und ihre Leistungen allein unter dem Aspekt von Editions-auftrag und -erfüllung sieht, nimmt die biographischen Umstände nicht wahr, an denen die Individualität des einzelnen und das Besondere seiner Leistung erst deutlich werden.

Wie anders erscheint Paul Ewald, wenn wir seine Lebensumstände betrachten. Hervorgegangen war er aus einer jüdischen, allerdings bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Protestantismus übergetretenen Berliner Familie. Sein Großvater väterlicherseits, der Konvertit, war ein angesehener Kaufmann, sein Vater Arnold (1815– nach 1874) Historienmaler mit einem Sinn für große Szenen: Galilei vor seinen Richtern; Elisabeth I. von England übergibt das Todesurteil der Maria Stuart. Wer die Neue Deutsche Biographie aufschlägt, findet dort zwei Söhne des Historienmalers Arnold Ewald: den Internisten Karl Ewald (1845–1915) und den Physiologen Richard Ewald (1855–1921), beides berühmte Leute. Unser Paul Ewald fehlt; seine Leistung ist eingegangen in das anonym machende Gesamtwerk der Monumenta. Denn dies ist das Schick-

sal der Editoren: wo die Ausgabe eines Textes zitiert wird, pflegt nicht selten allein der Ort innerhalb des Gesamtwerks der Monumenta angegeben zu werden, der Name des Bearbeiters fehlt (Die Chronik von Montecassino, MGH Scriptorum 34).

Die größten Huldigungen auf Ewald stehen in den Nekrologen, und die längste bringt kein deutsches Organ, sondern die English Historical Review (Bd. 3, 1888) aus der Feder des berühmten Cambridger Regius Professor Sir John Seeley (1834–1895), der wiederum ein bewunderndes Wort Theodor Mommsens zitiert von der Unersetzbarkeit des jungen Gelehrten. Die Strahlkraft der Ewaldschen Begabung muß groß gewesen sein. Sybel ließ einen Nachruf in der von ihm herausgegebenen Historischen Zeitschrift (Bd. 59, 1888) erscheinen, den er mit einem Vorspann versah: die Historische Zeitschrift räume Nekrologen keinen Platz ein, nur bei Ranke und Waitz habe man Ausnahmen zugelassen und hier eben bei Ewald. Man wolle „auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Aufgaben, deren Lösung (Ewald) mit glänzendem Erfolge in die Hand genommen und leider unvollendet zurückgelassen hat, in weiteren Kreisen aufmerksam ... machen“. Mit fast militärischer Strenge („Schütze eins ausgefallen“) meldet das Neue Archiv, die Zeitschrift der Monumenta: „Die Abtheilung Epistolae erlitt einen sehr schmerzlichen Verlust durch den plötzlichen Tod des Dr. P. Ewald nach kurzer Krankheit.“ Mehr nicht; das Folgende bezieht sich auf die Drucksituation.

Ewald war, geprägt bereits durch das Elternhaus, eine zugleich künstlerische Natur. Er verstand es, mit dem Zeichenstift umzugehen und hatte einen besonderen Blick für die Eigenheiten eines Schriftbildes; noch heute – nach über hundert Jahren – sind seine in Spanien gemachten paläographischen Beobachtungen, die zusammen mit dem ebenfalls jung verstorbenen Gustav Löwe herausgebrachten *Exempla scripturae Visigothicae* (1883), hilfreich und in Benutzung. Er fand eine seinem Naturell entsprechende Ehegefährtin in der weltläufigen Kunstmalerin Clara Philippson (1859– nach 1898), einer Kusine des bekannten jüdischen Historikers Martin Philippson (1846–1916). Die Hochzeitsreise 1886 ging nach Rom, „wo wir (wie Clara Ewald in ihrer Autobiographie berichtet) bei fleißiger Arbeit – mein Mann in der Handschriftensammlung des Vatikans kollationierend, ich oben in der Gemäldesammlung kopierend – herrliche Monate verlebten“.

XII

Daß eine so freudvolle Natur wie Ewald Freunde um sich versammelte, ist verständlich. Einer von ihnen war Johannes Heller, auch er Monumentalist. Es muß sich so etwas wie eine Monumenta-Kolonie im damaligen Berlin gebildet haben. Man traf sich in weiterer Runde jeden Freitagabend, und Heller und Ewald wohnten im Hause Wattenbachs. Heller (1851–1880), Sohn eines Travemünder Pastors, war Schüler von Georg Waitz. Waitz holte ihn 1875 nach Berlin an die Monumenta. Hellers heiteres und einnehmendes Wesen gewann ihm nicht nur viele gelehrte Freunde wie den Philosophen Friedrich Paulsen (1846–1908) und den Soziologen Ferdinand Tönnies (1855–1936), ihm öffneten sich auch aristokratische Salons. Als er vor Damen der Berliner Gesellschaft Vorträge über italienische und französische Geschichte hielt, erregte er die Aufmerksamkeit der Kronprinzessin Viktoria (1840–1901), und sie setzte durch, daß Heller ihren Sohn, den Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser Wilhelm II. (1888–1918), 1878 bei einer Englandreise begleitete.

Es war ein offenes Geheimnis, daß Heller auf den Prinzen in einem liberalen Sinne einwirken und ihm eine ausgewogene Weltansicht vermitteln sollte. „Möge Ihre Hoffnung“, schrieb Paulsen an Tönnies, „daß Heller ihm (d. h. dem Prinzen Wilhelm) die Augen für den Gang der Geschichte öffnet, sich erfüllen.“ Der nüchterne Holder-Egger, der Heller den „begabtesten und bedeutendsten“ unter den jüngeren Historikern nennt, registrierte karg: Heller „sollte auf dessen (des Prinzen) Weltanschauung Einfluß gewinnen“. Tief scheint der Einfluß auf den 18-jährigen Prinzen nicht gewesen zu sein. In dem Ton eines Offiziers, der Meldung erstattet, notierte der Prinz und spätere Kaiser in seiner Autobiographie (1927): „In den ersten Septembertagen (des Jahres 1878) begab ich mich zur Kräftigung meiner Gesundheit in das Seebad Ilfracombe in Devonshire, im Südwesten Englands. Ein lieber netter, noch junger Gelehrter, der Mitarbeiter an den Monumenta war, begleitete mich; zu meinem tiefen Bedauern ist er nicht lange danach gestorben.“ Punktum. Heller starb an den Folgen einer Typhusinfektion, die er sich während einer Reserveübung beim vornehmen preußischen 2. Garderegiment zugezogen hatte.

So ließe sich fortfahren mit einer Aufzählung von Frühvollendeten und Frühverstorbenen, die sich nicht zu einem geringen Teil im Dienste der Monumenta aufgerieben haben: Friedrich Knust (1807–1841), der sich auf einer Handschriftenreise nach Spanien die tödliche Krankheit holte und auf dem Heimweg in Paris starb. Seine farbigen Briefe an die

Mutter haben selbst den trockenen Pertz so gerührt, daß er einen Teil im „Archiv“ abdruckte. Da ist auch Viktor Krause (1865–1896), ein Schüler Wilhelm Arndts, der die verfahrenene Lage der Kapitularienausgabe bereinigte und, obwohl schwer erkrankt, mit letzter Kraft noch das Sach- und Wortregister der von A. Boretius begonnenen zweibändigen Kapitularienausgabe abschloß.

XIII

Wer die Arbeiter im Weinberg der Monumenta durchzählt, die Harry Bresslau in seiner minutiösen Darstellung des ersten Jahrhunderts auführt, kommt auf die hohe Zahl von fast zweihundert Namen, darunter nicht wenige, die uns heute nichts sagen, die auch in keinem Gelehrtenlexikon und in keiner Enzyklopädie stehen, deren Träger möglicherweise jung verstorben sind, bevor sie ihre Lebensleistung einbrachten – wie Ewald, Knust, Krause –, oder ein Unterkommen an anderer Stelle, weitab von den Monumenta und der Geschichtswissenschaft, gefunden haben.

Die Zahl derer ist nicht gering, die ihr Brot nicht als „Berufsmonumentisten“ oder auf einem angrenzenden Felde als Historiker oder Philologen verdienten, wie man annehmen möchte, sondern in einiger Distanz zum quellenkundlichen Tun zum Beispiel als Juristen, als Bibliothekare oder Archivare. Man sollte daran erinnern, daß Mommsen von Hause aus Jurist war, und zur Lebensleistung eines Rudolf Sohm (1841–1917), der die Frankenrechte bei den Monumenta herausgegeben hat, gehört unbedingt, wenn nicht noch stärker, sein herausragender Anteil am Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seine lange noch nicht ausdiskutierte Grundthese, daß Verrechtlichung Erstarrung mit sich bringt, daß im 12. Jahrhundert, als sich die abendländische Kirche als Rechtsanstalt verdichtete, die sakramentale Freiheit verloren ging. Karl Lehmann (1858–1918), der die Alemannischen Gesetze edierte, hat die Grundlagen des modernen Aktienrechts gelegt, und selbst ein so mikroskopischer Quellenforscher wie Emil Seckel (1864–1924), den man als reinen Rechtshistoriker einstufen möchte, als intimen Kenner Pseudoisidors, des Benedictus Levita und der Rezeption des römischen Rechts, hat die „Gestaltungsrechte des Bürgerlichen Rechts“ definiert.

Selbstverständlich hat die stoffliche Nähe der Monumenta-Arbeit manchen Bibliothekar und Archivar angezogen: Johann Martin Lap-

penberg, Ludwig von Rockinger, Bruno Krusch, Georg Leidinger, Woldemar Lippert, Berthold Bretholz, Julius Dieterich, Ernst Müller, Max Hein, um einige Namen der jüngeren Zeit zu nennen.

Viele der jüngeren Mitarbeiter betrachteten die Beschäftigung bei den Monumenta fraglos als Zwischenstadium, das es schnell zu überwinden galt. Nicht untypisch ist der Fall des Bearbeiters der Kapitularien und der langobardischen Gesetze Alfred Boretius (1836–1900). Um möglichst umgehend bei der Berliner juristischen Fakultät die *venia legendi* zu erhalten, verwendete er im Wintersemester 1863/64 ohne Absprache und Genehmigung die Einleitung der von ihm vorbereiteten Kapitularien-Ausgabe, zu der ihm Pertz nicht wenig eigenes Material überlassen hatte, für seine Habilitationsschrift „Die Kapitularien im Langobardenreich“ und wurde in der Tat im April 1864 als Privatdozent zugelassen. Pertz fühlte sich hintergangen, zumal Boretius ihn von seiner Berliner Privatdozentur unterrichtet hatte, ohne den verräterischen Titel seiner Habilitationsschrift zu nennen; Pertz unternahm juristische Schritte, die in einen mühsam ausgehandelten Vergleich einmündeten.

Aber die Monumenta boten auch ein weithin sichtbares Sprungbrett für eine akademische Zukunft. Die meisten Lehrstühle für mittelalterliche Geschichte in Deutschland waren bis in die Zeit um den Ersten Weltkrieg von Professoren besetzt, die durch die Schule der Monumenta gegangen waren. Einer der großen Vermittler auf Lehrstühle, ein Vertrauter des mächtigen Friedrich Althoff (1839–1908), war auch hier Paul Kehr, den man häufig um sein Urteil über einen Kandidaten anging und dessen mit einer Befürwortung einhergehendes dictum „Für einen deutschen Professor sind Sie nun dumm genug“ im inneren Kreis der Monumentalisten seine Runde machte. Als er 1921 nach seiner Meinung über Adolf Hofmeister (1883–1956), den verdienten Herausgeber des Otto von Freising, gefragt wurde, der für einen Ruf nach Greifswald vorgesehen war, antwortete er: Hofmeister „ist in seiner Art ein Ausläufer der Waitz'schen Schule und der Monumenta-Tradition, an deren Erhaltung der historischen Wissenschaft und auch dem akademischen Betriebe viel liegen müßte. Damit ist auch schon gesagt, daß er kein synthetischer Kopf ist, kein Denker, kein Mann von Horizont. Also der geborene Professor an einer mittleren Universität.“ Hofmeister erhält den Ruf und bedankt sich wenig später bei Kehr für sein „immer so tätiges Wohlwollen“. Den Wortlaut des Empfehlungsschreibens wird er nicht gekannt haben.

XIV

Die Monumenta sind mehr als ein Institut, das in öder Eintönigkeit Texte kritisch herausgibt. Sie waren für manche eine Art Werk- und Heimstatt, wo es bei gemeinsamem Tun so etwas wie Geborgenheit gab. Der Schweizer Marcel Beck (1908–1986) erinnerte sich zu Beginn der siebziger Jahre an seine Mitarbeiterzeit bei den Monumenta um und nach 1933: „Es war eine harte Zeit. Meister Kehr schenkte nichts, sondern schöpfte den Rahm ab, den wir ihm bereitstellten. Und doch möchte keiner von uns die Lehrjahre missen, in denen es uns erging wie Erzvater Jakob in Labans Haushalt. Wir erlebten auch die Machtergreifung Hitlers in Berlin. An der Charlottenstraße (wo die Monumenta im Gebäude der Preußischen Staatsbibliothek untergebracht waren) herrschte aber gleichwohl ein Geist freier Kritik, der mir die Erinnerung an jene Jahre in unverminderter Frische erhält.“ Unter dem Dach der Monumenta arbeiteten damals Carl Erdmann, dem man, obwohl habilitiert, einen Lehrauftrag „angesichts Ihrer offen zugegebenen Ablehnung des Nationalsozialismus“ verweigerte, und als Gast über Jahre der aus seinem Frankfurter Professorenamt verdrängte Jude Ernst Kantorowicz (1895–1963), von dem man damals sagte, daß „gar nicht abzusehen“ sei, ob am Ende seiner Entwicklung Stefan George stehe, in dessen Geist er sein berühmtes Buch über Friedrich II. verfaßt hatte, oder Paul Kehr, der ihm die Herausgabe der für die Geschichte Friedrichs II. wichtigen *Annales Placentini* Gibellini anvertraut hatte.

Die Juden und die Monumenta sind ein eigenes Kapitel. Ernst Perels und Wilhelm Levison (1876–1947) hatten nach den im September 1935 verkündeten Nürnberger Gesetzen ihre akademischen Ämter verloren, blieben aber für die Monumenta tätig. Ernst Perels, als „Mischling ersten Grades“ eingestuft (so die rassistische Nomenklatur), geriet in den Strudel der Verfolgungen nach dem 20. Juli 1944 – sein Sohn Justus war als aktiver Widerstandskämpfer vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet worden –, kam in das KZ Buchenwald und starb kurz nach der Befreiung durch die Amerikaner an Entkräftung († 10. Mai 1945). Levison konnte in letzter Minute, im April 1939, nach England auswandern, wo das northumbrische Durham den um die Heiligen Beda und Cuthbert verdienten Ehrendoktor aufnahm. In letzter Minute, denn man war auf das Judennest der Monumenta aufmerksam geworden. Der SS-Obersturmführer Hermann Löffler (1908–1978), nach dem Krieg Professor an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, damals Leiter der „Abteilung für mittlere und neuere Geschichte“

in der SS- Einrichtung „Ahnenerbe“, meldete seinem Reichsgeschäftsführer SS-Sturmbannführer Wolfram Sievers (1905–1948), der nach dem Krieg hingerichtet wurde, daß das Judentum nach 1870 in die Geschichtswissenschaft eingebrochen sei: „In die Monumenta ist 1870 der erste Jude eingetreten. In der Folge haben ihr (!) gegen 50 Juden, hauptsächlich aus der Schule des Straßburger Juden Harry Breslau (!) angehört, der letzte jüdische Vertreter ist der ehemalige mittelalterliche Historiker der Bonner Universität Wilhelm Levison, der heute noch Spezialaufgaben dort bearbeitet.“

Wo immer SS-Obersturmführer Löffler seine Angaben von den fünfzig Juden und dem ersten im Jahre 1870 her haben mag, so ist der hohe Anteil jüdischer Mitarbeiter unbestreitbar. Und wer die Geschichte der Monumenta auch nur flüchtig kennt, weiß, daß es so etwas wie ein Trauma gibt, das mit dem Namen Philipp Jaffé verbunden ist. Selbst der souveräne Paul Kehr konnte sich der Befangenheit und der Hinneigung zum Zeitgeist nicht entziehen. Er lobt Harry Bresslaus Monumenta-Geschichte, doch seien „philosemitische Tendenzen“ spürbar bei der „Darstellung des Konflikts Pertz-Jaffé“.

Einem bekennenden Juden wie Harry Bresslau „philosemitische Tendenzen“ vorzuhalten, nimmt sich wunderlich aus, und Harry Bresslau (1848–1926) war nicht ein beliebiger jüdischer Gelehrter, sondern ist im berühmt-berüchtigten Berliner Amtisemitismusstreit von 1879/80 Treitschkes Gegner gewesen, dessen sachlich-noble Töne bei aller Emotion vor dem Hintergrund von Treitschkes Demagogie („die Juden sind unser Unglück“) heute noch beeindrucken. Als deutscher Bürger jüdischer Abkunft wollte er verstanden und akzeptiert werden. Um dem deutschen Judentum seine Geschichte sichtbar zu machen – nicht unbeeinflusst von dem Vorbild der Monumenta – beteiligte sich Bresslau an der Gründung der „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland“. Bresslau, Autor mehrerer Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte im Mittelalter und Betreuer eines Regestenwerkes zur Geschichte der Juden im fränkischen und deutschen Reiche bis zum Jahre 1273, trug den Ausgleichswillen auch in die Monumenta; seine christlichen Kollegen in der Zentralkommission Wattenbach und Dümmler wurden Mitglieder jener „Historischen Kommission für Geschichte der Juden in Deutschland“. Intrigen verhinderten, daß dem Berliner außerordentlichen Professor Harry Bresslau nach über zwölf Jahren das Ordinariat, für das er mehrfach vorgeschlagen war, übertragen wurde; entnervt nahm er 1890 einen ihn materiell schlechter stellenden Ruf an die Universität Straßburg an, wo er sich einen neuen Wirkungskreis auf-

baute und wo seine Tochter Helene den evangelischen Privatdozenten für Neues Testament Albert Schweitzer (1875–1965) kennenlernte und ehelichte. Der Jude Harry Bresslau ist am 1. Dezember 1918 als „pangermaniste militant“ aus Straßburg ausgewiesen worden; der Siebzigjährige wurde gezwungen, das ihm zugestandene Handgepäck von 40 kg selbst über die Kehler Rheinbrücke zu schleppen; darunter befand sich auch Restmaterial, mit dem er seine 1921 erschienene Geschichte der Monumenta zu Ende führte.

XV

Wie stellt sich uns heute jener „Konflikt Pertz-Jaffé“ dar, über den nach Meinung Kehrs Bresslau in seiner Geschichte der Monumenta mit „philosemitischen Tendenzen“ berichtet? Philipp Jaffé, 1819 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns bei Posen geboren, absolvierte nach dem Abitur zunächst eine Handelslehre in Berlin und schloß 1840 bis 1844 ein Geschichtsstudium an, ohne ein Examen abzulegen. Einen Durchbruch zu internationalem Ansehen bedeuteten die an Böhmers Vorbild sich anlehnenen Papstregesten (*Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum p. Chr. n. 1198*) von 11.000 Nummern, gezogen aus 1700 Bänden; selbst Papst Pius IX. (1846–1878) gratulierte dem Verfasser zu diesem 1851 erschienenen Werk. Die Leistung brachte zwar Anerkennung, aber keine Lebensstellung. Ein jüdischer Akademiker fand damals kaum ein öffentliches Unterkommen; Preußen hatte zwar 1847 verkündet, daß die staatsbürgerlichen Rechte unabhängig vom Bekenntnis wahrgenommen werden sollten, aber die Praxis sah anders aus. Berlin, der Hauptstudienort für jüdische Studenten, hatte erstmals 1823 einen Promovenden mosaischen Glaubens zugelassen, und auf sämtliche deutschen Staaten bezogen war der Göttinger Mathematiker Moritz Stein der erste Jude, der 1859 ein Ordinariat erhielt – vom gleichen Jahr gibt es eine Äußerung Jaffés, daß „eine Professur für Geschichte ... gegenwärtig noch was unsere Volksgenossen angeht ... in Utopien“ gehöre.

Aus diesem Grunde hatte sich Jaffé nach seinem brotlosen Erfolg von 1851 entschlossen, Medizin zu studieren, das als einziges akademisches Fach sich den Juden weiter geöffnet hatte. Gerade in Preußen gab es viele jüdische Mediziner, auch in der Verwandtschaft Jaffés. Berlin hatte am Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Viertel jüdische Ärzte, 12 von 49. Doch Berlin war als medizinischer Studienort teuer, im Gegensatz

zu Wien, und so wechselte Jaffé zum Medizinstudium nach Wien, um 1853 zum Examen nach Berlin zurückzukehren und dort mit der Dissertation „De arte medica saeculi XII“ den medizinischen Doktorgrad zu erwerben. Als sich Jaffé bereit machte, eine Praxis in seiner Posener Heimat zu eröffnen, erreichte ihn das Angebot von Pertz, in Berlin zu bleiben und für 500 Taler jährlich als Mitarbeiter in die Monumenta einzutreten. Jaffé ging darauf ein und hatte erheblichen Anteil an der Erstellung von sechs Scriptoresbänden, ohne daß sein Name auch nur bei einem der Bände auf dem Titelblatt erschien. Er fehlt deshalb auch im Gesamtverzeichnis heute lieferbarer Monumentabücher.

Die Zusammenarbeit dauerte von 1854 bis 1863, bis Jaffé erfuhr, daß ein an ihn gerichtetes verlockendes Angebot aus Florenz von Pertz hintertrieben worden war; er kündigte empört. Er konnte es sich um so eher leisten, als ihm im Jahr zuvor eine große Anerkennung zuteil geworden war: Als erster Jude in Preußen wurde er – wie es heißt: auf Vorschlag Rankes – zum „etatisierten“ außerordentlichen Professor der Geschichte an der Berliner Universität ernannt, wobei er, um den geradezu revolutionären Vorgang nicht zu behindern, zunächst auf sein Gehalt verzichtete. Jaffé ging auf Gegenkurs zu den Monumenta des Georg Heinrich Pertz. Im Gegensatz zu den teuren und unhandlichen Pertz'schen Foliobänden brachte er in gefälligem Oktav Quelleneditionen unter dem provokanten Titel „Bibliotheca rerum Germanicarum“ heraus, nicht ein Aneinanderreihen abseitiger Annalen, sondern zentrale Texte, meist Briefe: zu Karl dem Großen, zu Papst Gregor VII., aus Mainz, aus Bamberg. Es habe sich erwiesen, so sagten später Jaffés Freunde, „daß dieser Eine Mann in 6 – 7 Jahren mehr leisten konnte, als die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mit allen ihren ungeheuren Mitteln“. Pertz suchte den Erfolg Jaffés auf unfaire Weise zu behindern. Er verbot dem früheren Mitarbeiter das Betreten der königlichen Bibliothek und verbreitete das Gerücht, Jaffé sei ein Polizeispitzel gewesen. Es existiert ein erst in jüngerer Zeit bekannt gewordener Brief des Berliner Polizeipräsidenten Heinrich von Mühlen an Pertz vom 7. Juli 1868, der Jaffés völlige Integrität bestätigt: „Kein Theil seiner Vergangenheit ist mit einem Makel behaftet. Die Ehre dieses verdienten Gelehrten verlangt unbedingt, daß ihm der Zutritt zu der Königlichen Bibliothek ganz in dem früheren Umfang wieder eröffnet werde, und Sie haben demgemäß das Erforderliche sofort anzuordnen.“

Pertz blieb bei seiner haltlosen Behauptung, Jaffé hätte sich als Spion der politischen Polizei betätigt, obwohl angesehene Gelehrte wie Theodor Mommsen sich ganz auf Jaffés Seite gestellt hatten. Von den ständi-

gen Angriffen zermürbt, wohl auch von körperlichen Beschwerden geplagt, zu denen noch ein gewisser Hang zu selbstquälerischen Einbildungen trat, beging Jaffé, an dem Freunde schon vor Jahren suizidale Neigungen beobachtet hatten, am 3. April 1870 in einem Gasthof in Wittenberge Selbstmord. Die Empörung über Pertz's Handlungsweise war allgemein, auch bei Gelehrten, die mit den Monumenta eng verbunden waren wie Dümmler und Wattenbach, die 1873 den sechsten und postumen Schlußband der „Bibliotheca rerum Germanicarum“ herausgaben.

XVI

Wie sehr Jaffé an den Monumenta und ihrem Leiter ursprünglich gehangen hatte, darüber geben Briefe Auskunft, die in England lebende Familiennachkommen Philipp Jaffés – Frau J. E. Jaffé aus Cheltenham – den Monumenta 1982 zugänglich gemacht haben: 129 Schreiben des Philipp Jaffé aus den Jahren 1842 bis 1866 an die in Posen lebenden Eltern, Briefe, die auch Einblicke gewähren in das Binnenleben der Monumenta. Als Pertz Jaffé 1854 die Mitarbeit anbietet, „verlangen“ die Eltern „Auskunft“ über diese ihnen unbekannte Einrichtung mit dem lateinischen Namen, und in rührendem Bemühen um Verständlichkeit beschreibt Jaffé ihnen, die er stets mit „Sie“ und mit „Theuerste Eltern“ anredet, das Unternehmen, „das seit dem Jahre 1819 im Gange“ sei: Die Oberleitung des Werks habe Dr. Pertz. „Seine Mitarbeiter sind theils solche Gelehrte, die durch ihre Studien für die Herausgabe bestimmter einzelner Quellen geeignet sind, theils stetige; die erstern erhalten ein Honorar nur für das Bearbeitete, die letztern beziehen einen jährlichen Gehalt. ... Die beständigen Mitarbeiter erhalten jährlich 500 Thaler, und auf Reisen 800 Thaler. Die Gelder zahlt der deutsche Bund, von welchem erst kürzlich die Subsidien für die nächsten 10 Jahr wieder bewilligt worden sind. Das Werk erscheint in der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover. Mit dem Quellenwerk ist auch ein Archiv verbunden, in welchem Vorarbeiten, Reiseberichte u.s.w. niedergelegt werden, und von welchen bis jetzt 10 Bände erschienen sind. – Ueber die Zeit, die ich täglich den Arbeiten für die Monumenta zu widmen habe, ist gar nichts festgesetzt worden; daß ich es aber an Eifer und Fleiß nicht fehlen lassen werde, kann ich Sie versichern.“

Jaffé ist seit Beginn der fünfziger Jahre, nach dem Erscheinen seiner Papstregesten 1851, ein von verschiedenen Seiten gefragter Mann; nicht

bloß aus Florenz, sondern auch aus München kommt ein Angebot. Hier hatte 1858 unter dem leitenden Rat Rankes König Max II. (1848–1864) die „Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie“ ins Leben gerufen, zu deren Programm die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten nach 1378 gehörte und gehört. Man bot Jaffé 1859 die Redaktion und eine Lehrtätigkeit am Historischen Seminar der Universität München zu dem respektablen Jahresgehalt von 1200 Gulden an: „Sie können sich vorstellen“, schreibt er, „daß ich den Ruf einer reiflichen Erwägung unterzogen habe. Auch habe ich in der Sache meinen Entschluß bereits gefaßt. Von den Gründen, die ihn bestimmt haben, will ich nur die hauptsächlichsten hier namhaft machen. Vor Allem liegen mir die an sich schon wichtigeren und interessanteren Arbeiten der Monumenta mehr am Herzen als die Reichstagsakten. Aus der Heimath scheiden um die ohnehin an Ort und Stelle scheel angesehene Fremdenlegion Münchens zu vermehren, hatte an sich eben nicht viel Reizendes.“

Das Schicksal Jaffés und seine erstaunlichen Leistungen hatten nachhaltige Wirkungen. Immer wieder wurde die „Bibliotheca rerum Germanicarum“ als ein Symbol gegen die etablierten Monumenta hervorgeholt. Bresslaus Geschichte der Monumenta 1921 entfachte eine neue Diskussion, und wie sehr der „Fall Jaffé“ nachwirkte, zeigen Kehrs Einlassungen. Als die Monumenta seinen Vorstellungen nicht voll entsprachen, machte Karl August Eckhardt mit deutlichem Anklang an Jaffés Editionsreihe eine verwirrend vielbändige „Bibliotheca rerum historicarum“ auf und betonte auch den von ihm eingenommenen Kontrapunkt: „Eine Verpflichtung der deutschen Wissenschaft gegenüber empfinde ich nicht mehr.“

Der Name „Philipp Jaffé“ steht deutlich für Sinnfälligkeit, für Fortschritt im Editionsverhalten, für Zuwendung zum Benutzer. Stellen wir uns die Jaffésche Frage. Wie ist eine Textausgabe angemessen zu erarbeiten und anzubieten?

XVII

Seit den Tagen des Erasmus († 1536) bis zur Mitte unseres Jahrhunderts war der Arbeitsstil der Editoren ziemlich gleich geblieben, mögen auch Photographie, Mikrofilm und Mikrofiche, das Kopiergerät und die fortschreitende Erschließung der Handschriftenbestände durch Kataloge und Hilfsmittel mehr Präzision, Sucherfolge und ein schnelleres

Arbeitstempo beschert haben. Es bleibt das Kollationieren und das Suchen nach Abhängigkeiten, nach Zitaten, Anspielungen, Vorlagen – eine gerade bei mittelalterlichen Texten zentrale Aufgabe, wo der gott-ergebene Mensch, durchaus nicht stolz auf eigene Findergabe und Originalität, nach Leitbildern suchte, literarisch und in der Lebensweise.

Die Elektronische Datenverarbeitung hat die Welt und damit auch das Vorgehen und die Instrumente des Editors grundlegend verändert. Ich meine nicht die technische Vorbereitung einer Edition oder eines Textes durch den Bearbeiter selbst, obwohl dies allmählich zum Alltagsgeschäft gehört: heute werden in der Regel Disketten abgegeben, nicht Manuskripte. Ich denke an die Möglichkeit schneller Erstellung großer Wortkonkordanzen und Verzeichnisse. Bahnbrechend wirkte bereits in den fünfziger Jahren der Mailänder Pater Roberto Busa S.J. mit seinem Index Thomisticus (1974–1980), mit dem er in vieljähriger Arbeit ein EDV-Lexikon verband. Anknüpfend an seine Sprachaufbereitung haben die Monumenta eine „Wortkonkordanz zum Decretum Gratiani“, dem zentralen Werk mittelalterlichen Kirchenrechts, erstellt, die 400.000 Wörter umfaßt und ausgedruckt 1990 in fünf ziegelsteingroßen Bänden von über 5.000 Seiten erschienen ist. Die Reaktion im Fach war recht aufschlußreich. Das Sinnvolle der Bereitstellung eines solchen Hilfsmittels wurde durchweg betont, aber während die ersten Rezensionen den Buchdruck als die angemessene Form der Darbietung empfanden, stellen die jüngsten Besprechungen die Frage, ob man jetzt noch an einen schwerfälligen Ausdruck denken würde. „Angesichts der rasanten Entwicklung der elektronischen Datenverarbeitung auch in den Geisteswissenschaften sei die Prognose gewagt, daß die Wortkonkordanz zum Decretum Gratiani wohl zu den letzten derartigen Druckwerken gehören wird“ (W. Maleczek).

In der Tat sind ganze Arbeitsbereiche durch den Computer in einer Weise erschlossen, daß es unverantwortlich wäre, die Chancen der Informations-Elektronik auszuschlagen. Durch Scannen, durch maschinelles Einlesen gedruckter und vielleicht bald geschriebener Texte, lassen sich Schriftwerke aufnehmen – und die Monumenta tun das in großem Umfang –, die dann mit immer raffinierter werdenden Suchprogrammen befragt werden können. Das gesamte Römische Recht, das Corpus Iuris Civilis, zum Beispiel, und die antike griechische und lateinische Literatur, auch die Patristik, sind zu weiten Teilen abrufbar.

Welche Zukunft, die teilweise schon Gegenwart ist! Während früher Editoren monate-, ja jahrelang nach irgendwelchen Vorlagen gesucht haben, die in ihrem Text verborgen sind – und es gehört ein hoher Grad

von Gelehrsamkeit dazu, um überhaupt zu wissen, wo sich zu suchen lohnt –, so können heutige Bearbeiter mit ausgetüftelten Strategien das Riesenmeer der auf CD-ROM (Compact Disc – Read Only Memory) gespeicherten Werke in kürzester Zeit durchsehen, können sogar den von ihnen bearbeiteten Text eingeben, so daß Übereinstimmungen sichtbar werden, ohne daß man von dem Text eine Ahnung haben muß. Ohne Frage: Die Wissensvoraussetzungen werden immer besser, immer opulenter, aber werden wir dadurch klüger? Dem EDV-Mann mit dem Suchprogramm vor dem Bildschirm ist es gleich, ob er die Galaxienstrahlung befragt oder Kennzeichen in einer Kriminellenkartei; ihn kann nur der Suchweg und der Sucherfolg interessieren, und man könnte sich die Situation vorstellen, daß der an einem Institut wie den Monumenta tätige, durch eine Informatik-Ausbildung gegangene EDV-Spezialist die reiche Rezeption von Schriften eines Autors meldet, den er nicht kenne: er hieße Augustin oder so ähnlich. Edieren kann hier zu einem artifiziellen Spiel werden: der Text wird EDV-gerecht zerlegt, der Inhalt tritt zurück.

XVIII

Aber weiter: Noch gilt das Buch weithin als Träger der Edition, doch man kann sich durchaus Text-Disketten oder andere Formen der Übermittlung vorstellen, die das Buch ersetzen. Es gibt das aggressive Wort von Alan Kay, einem der Väter des Personal Computer: „Wer etwas ausdruckt, lebt in der Vergangenheit.“ In der Tat hat ein auf einem elektronischen Datenträger angebotener Text eine bessere Bearbeitungs- und Benutzungszukunft als das Buch. Nicht wenige der in den letzten Jahren herausgebrachten Editionen sind zugleich elektronisch gespeichert, und zusammen mit eigens eingegebenen Teilen dürften etwa 15 % des gesamten Wortbestandes aller bei den Monumenta erschienenen Werke bereits erfaßt sein. Es wird in einiger Zeit – so Gott und die Haushaltsmächtigen wollen – „elektronische Monumenta“ geben.

Aber halten wir inne: Nicht daß ein neuer Droysen auftritt und uns sagt, daß wir in Deutschland durch die nachpertzischen Arbeiten der Monumenta in Suchprogrammen der EDV versunken sind, deren ganzes Kunststück darin bestände, die Abhängigkeit des einen Chronisten vom anderen zu belegen, auf dem Bildschirm und beim ausgedruckten Text. Wir sollten uns jene Burckhardtsche Freiheit nehmen, das Mittelalter verstehen zu wollen: jenes Erfülltsein von Glauben und Sendung,

das Einpassen in Lebensformen, die Sehnsucht nach einem jenseitigen Glück, die Einsicht in die Brüchigkeit der materiellen Welt, die lebensgestaltende Ehrfurcht vor der Schöpfung, das Bescheidenheit lehrende Bewußtsein der Unzulänglichkeit menschlichen Tuns. Der Computer sollte uns nicht den Weg verstellen zum Verstehen des großartigen Satzes von Jacob Burckhardt: „Unser Leben ist ein Geschäft, das damalige war ein Dasein.“